

## **Ansprache am Mahnmal, 17.07.2022**

### **Friedemann Hellwig**

Ein freundliches Willkommen Ihnen allen zu dieser Gedenkfeier am Mahnmal für die Deportierten aus dem nahen Haus, damals mit der Anschrift Steubenweg 36. Besonders begrüße ich die Mitglieder des Ausschusses Kultur & Bildung des Bezirks Altona, den erfreulichen Grund dafür werde ich bald nennen. Wir versammeln seit 2005 zu diesem Gedenken; damals hatten die Gründer unseres Vereins, die Grünen Politiker Dr. Martin Schmidt und Sabine Böhlich, zum ersten Mal dazu aufgerufen. Und seit 2013 versammeln wir uns rund um das Mahnmal, das von Volker Lang gestaltet wurde und das nun bei den Inschriften eine nicht unwesentliche Ergänzung erfahren hat. Prüfen Sie am Ende unserer Veranstaltung die in die hölzernen Bohlen eingefrästen Texte und Sie werden feststellen, dass bei Hildegard Löb die Worte „und Stutthof“ und als neue Zeile „hat überlebt“ hinzugekommen sind. Über Hildegard Löbs Leidensweg und ihre Befreiung durch die Sowjetarmee konnte ich vor zwei Jahren an dieser Stelle berichten. Im Rahmen des Publikationsvorhabens unseres Vereins habe ich u.a. die Erforschung der Geschichte des Hauses Steubenweg 36, heute Grotiusweg 36, übernommen und kann Ihnen nun das ausführlicher darstellen, was Frauke Steinhäuser hier schon vor vier Jahren angesprochen hatte: die Ausbildung jüdischer Jugendlicher in dem Haus in meinem Rücken. Ich will jetzt schon das traurige Ergebnis der Untersuchung nennen: Mehr als 50 dieser jungen Leute wurden von den Nationalsozialisten ermordet. Diese Tatsache wurde während der letzten Wochen in eine noch freie der beweglichen Bohlen eingefräst. Das geht nicht ohne Kosten ab, und diese wurden vom Bezirk Altona über den Ausschuss Kultur und Bildung übernommen. Dafür danke ich im Namen des Vereins allen Mitgliedern dieses Ausschusses.

Unsere Gedenkfeier folgt dem schon bewährten Ablauf, allerdings wird die Liste der zu verlesenden Namen länger sein. Für die musikalische Umrahmung ist Frau Iris Paiska, Dozentin am Blankeneser Konservatorium, herzlich zu danken; sie hatte uns schon vor zwei Jahren musikalisch begleitet. Wir hörten bereits „Somewhere over the Rainbow“ von Harold Arlen, sie wird später ein Adagio von Carl Baermann und zum Beschluss den 2. Satz aus der Sonate von Felicitas Kuckuck spielen. Dank auch an Frau Lück in der Abteilung Sondernutzung des Bezirks Altona, für die Erlaubnis zur Nutzung des Geländes, auf dem wir uns hier befinden. Das hatte bisher der Stellvertretende Vorsitzende des Bezirks, Kersten Albers, ganz unbürokratisch für uns erledigt. Seit er in den Ruhestand gegangen ist, fällt für uns einiger Aufwand für die Vorbereitung unserer Gedenkfeier an. Leider wird eine

Vollsperrung der Straße und damit der Wegfall von Motorenlärm, wie bis vor zwei Jahren, nicht mehr möglich sein. Der Polizei danke ich für den Schutz, den wir hoffentlich nicht benötigen.

Nun aber endlich zur Geschichte des Hauses Steubenweg 36 und seiner Bewohner. Sabine Boehlich hatte diese bereits in vielen Einzelheiten erarbeitet, dennoch gibt es mehr zu sagen.

Vorweg: Das Haus, um das es geht, ist das einzige erhaltene Zeugnis von ehemals vier Einrichtungen jüdischer Selbstbehauptung im Westen Hamburgs, eben dem Steubenweg 36, dem Kibbuz Ejn Chajm im Tinsdaler Kirchenweg 245, der Siedlerschule Wilhelminenhöhe in der Rissener Landstraße 127 und den Gebäuden in der Frenssenstraße 13, der heutigen Anne-Frank-Straße. Alle drei letztgenannten Gebäude sind abgerissen und überbaut worden, so dass von der früheren Nutzung keine Spuren mehr vorhanden sind.

Für den Steubenweg reichte 1905 der Hamburger Zahnarzt Dr. Adolf Fenchel das Baugesuch ein. Das Haus wurde als aufwändiger Bau mit Veranden, Säulengalerien, vielfältigen Gesimsen und einer begehbaren Plattform auf dem Dach samt Fahnenmast geplant. Die Veranden, Lauben und Abgänge in den Garten waren eine Bestätigung der Benennung des Gebäudes als Landhaus. Im Untergeschoss waren neben hauswirtschaftlichen Räumen ein Billardzimmer und ein Weinkeller vorgesehen, im Erdgeschoss die Eingangshalle, Küche, Esszimmer und Salon sowie ein Herrenzimmer, im Obergeschoss Näh-, Kinder-, Schlaf-, Morgen- und Fremdenzimmer und natürlich ein Bad. Auf dem Gelände befand sich weiterhin ein großes Stallgebäude, oft Pförtnerhaus genannt, das lange Zeit auch als Wohnung für Angestellte genutzt und später zu unbekanntem Zeitpunkt abgerissen wurde. Es stand etwa dort, wo heute die Autos geparkt werden. Zum Besitz gehörte auch viel Land, darunter das, auf dem heute das Mahnmal steht.

Dr. Fenchel hatte hier nur wenige Jahre seinen Wohnsitz, seine Praxis verblieb in der Stadt. In den Folgejahren ging der Besitz durch verschiedene Hände, bis die Gebäude und das Gelände 1926 von Emma Lokay erworben wurden, einer Geschäftsfrau, die, wie es so schön heißt, ein „Institut für Brillenbedürftige“ in der Dammtorstraße betrieb. Frau Lokay wurde allerdings ständig von finanziellen Problemen geplagt, weshalb sie immer wieder Teile des Grundbesitzes verkaufte, unter anderem an den Kaufmann Max Emden, dessen Leben und Streit mit der Stadt Hamburg vor drei Jahren in einem Kinofilm zu sehen war. Die Verkäufe konnten Frau Lokays Not jedoch nicht lindern, so dass ihr Besitz am 30. Januar 1933 durch das Amtsgericht Blankenese unter Zwangsverwaltung gestellt wurde. Dies war auch der Tag der Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler, ein

Zusammenhang zwischen beiden Ereignissen ist allerdings nicht zu erkennen, zumal die Lokays nicht jüdisch waren.

1933 war auch das Jahr, in dem jüdische Jugendliche zum ersten Mal das Haus belegten. Mieter war vermutlich die Reichsvertretung der deutschen Juden, später hieß sie Reichsvertretung der Juden in Deutschland; damit sollte der Name ausdrücken, dass Jüdischsein und Deutschtum nicht zusammengehören konnten. Auskunft über die Bewohner des Hauses geben die noch vorhandenen Hausmeldekarten. Die allgemeine Meldepflicht war schon 1892 mit dem „Gesetz betreffend das Einwohner-Meldewesen“ in Hamburg eingeführt worden. Für den Steubenweg sind mehr als 25 solcher Karten erhalten, auf denen die frühesten, uns interessierenden Einträge im November 1933 erfolgten, die spätesten im April 1941. Jeder Eintrag gibt vielfältige Auskunft über die mehr als 270 jungen Leute. Diese stammten aus allen Landesteilen des Deutschen Reiches von Köln bis Königsberg und Kattowitz, von Kiel bis Bayern, dazu aus unterschiedlichen Regionen Polens, auch der Tschechoslowakei und sogar aus Rumänien. Alle waren sie gekommen, um an der Hachschara teilzunehmen, an der Vorbereitung auf die Alija, die jüdische Besiedlung Palästinas.

Sie hatten zumeist ein Alter zwischen 16 und 20 Jahren, wenige bis zu etwa 30 Jahren. Für uns von besonderem Interesse sind die Angaben zur Staatsangehörigkeit: Viele waren polnische Staatsangehörige, nicht wenige staatenlos (und dieses noch bevor die polnische Regierung sie im März 1938 dazu erklärt hatte). Eingetragen in der Spalte Religion wurde überwiegend mosaisch, aber auch jüdisch oder israelitisch. Religiös waren sie alle, so gaben sie ihrem Haus den Namen Kibbuz Schachal. Schachal, ein Kunstwort gebildet aus den Anfangsbuchstaben des Namens von Schmuel Chaim Landau, einem religiösen Zionisten.

Der Entschluss, an einem Hachschara-Programm teilzunehmen, ging in den meisten Fällen nicht ohne Konflikt mit den Eltern ab, er musste oft gegen deren Willen durchgesetzt werden. Die ältere Generation sah sich geschützt durch die Teilnahme des Familienvaters am Ersten Weltkrieg oder meinte, es werde schon nicht so schlimm werden. Sie hatten bürgerliche Berufe für ihre Kinder geplant, nun aber bereiteten diese sich auf die Einwanderung nach Palästina vor. Im Steubenweg erhielten sie eine entsprechende Ausbildung: Sie erlernten Gärtnerei und Landwirtschaft oder Hauswirtschaft.

Letzteres konnten die Chawerot, die weiblichen Auszubildenden, unter Anleitung bei der Versorgung und Betreuung der anderen jungen Leute lernen – aber Gärtnerei und Landwirtschaft? Zum Haus im Steubenweg gehörten zwar entsprechende Flächen, die vor allem unterhalb des Hauses (in Richtung des heutigen Golfplatzes) lagen. Anzunehmen ist aber, dass die Chawerim, die männ-

lichen Auszubildenden, auch auf dem Grund der Familie Weisfelner am Falkenstein und der Familie Warburg auf dem Kösterberg tätig waren, wie einzelne Hinweise nahelegen. Es durfte aber keine geregelte Ausbildung mit Abschlussprüfung und Empfang eines Zeugnisses erwartet werden. Dagegen sprach auch die sehr unterschiedliche jeweilige Aufenthaltsdauer von wenigen Wochen bis zu mehr als einem Jahr.

1938 wandte sich ein Blankeneser Hausmakler an die Baupolizei Hamburg mit der Forderung, das Haus am Steubenweg abzureißen:

*Durch den Verkauf dieses Grundstücks würden seit langem eingefrorene Gelder wieder der Wirtschaft zufließen und durch den beabsichtigten Abbruch der Villa die Judenherberge verschwinden.*

Schon bald kam die amtliche Erwiderung,

*dass gegen die Instandsetzung des Pförtnerhauses und den Abbruch der alten Villa grundsätzlich keine baupolizeilichen Bedenken bestehen, wenn an Stelle der alten Villa eine neue errichtet wird. Mit Rücksicht auf den augenblicklichen Arbeitermangel würde ein Antrag auf Abbruchgenehmigung z.Zt. versagt werden müssen. Eine Aufteilung des Grundstücks aber muss weiterhin abgelehnt werden.*

Damit war das Ansinnen abgewiesen, das Haus blieb erhalten.

Im Oktober 1938 wurde die Bedrohung durch die NS-Behörden noch einmal deutlich: Im Rahmen der „Polenaktion“ wurden zwölf polnische Jugendliche, denen zuvor die Regierung in Warschau ihre Staatsangehörigkeit entzogen hatte, ausgewiesen und an die deutsch-polnische Grenze gebracht. Über ihr weiteres Schicksal gibt es nur äußerst dürftige Information.

Manche der Jugendlichen versuchten schon von Blankenese aus oder bald nach ihrem dortigen Aufenthalt ihr Wunschland Palästina, damals britisches Mandatsgebiet, zu erreichen, was 22 von ihnen gelang. Wenigen weiteren glückte die Ausreise nach Belgien, Dänemark, Frankreich, Großbritannien, Schweden oder die USA, oft ging es nur über mehrere Länder, bis bis an ihren endgültigen Zufluchtsort kamen. Mit Beginn des Polenfeldzuges, also des Zweiten Weltkrieges, war dies aber praktisch unmöglich geworden.

Auch wenn der Steubenweg weit entfernt lag vom Zentrum Altonas bzw. vom Zentrum Hamburgs ab der Umsetzung des Groß-Hamburg-Gesetzes 1938, war doch das Haus nicht unbeobachtet. Ich habe zwar keine Hinweise gefunden, dass die übrigen Bewohner der Gestapo über das Treiben der jüdischen Jungen und Mädchen berichtet hätten. Mit der Volkszählung 1939 aber begann der Aufbau einer Judenkartei, und jegliche Veränderung der Belegschaft im Haus musste gemeldet werden. Zu dieser Aufgabe war in den späten Jahren der Leiter der

Israelitischen Töcherschule, Dr. Alberto Jonas, verpflichtet worden, von dem sich entsprechende Meldungen erhalten haben. Auf jeden Fall hatte die Gestapo genaue Kenntnis der Bewohnerschaft des Hauses und auch der jeweils nächsten Aufenthaltsorte der abgegangenen Jugendlichen. Erleichtert wurde dies auch dadurch, dass das Anwesen am Steubenweg, nachdem es lange unter einer später aufgehobenen Zwangsverwaltung gestanden hatte, 1940 in einer Zwangsversteigerung in das Eigentum der Stadt Hamburg überging.

So war es der Gestapo und der SS leicht, die jungen jüdischen Frauen und Männer, die einmal im Steubenweg gewesen waren, aufzuspüren und zu deportieren. Es waren nach meinen Untersuchungen mehr als fünfzig der insgesamt über 270 Jugendlichen, die aus ihren jeweiligen Aufenthaltsorten in die verschiedenen Ghettos, Konzentrations- und Vernichtungslager verschleppt wurden, und zwar nach Auschwitz, Bergen-Belsen, Chelmno, Izbica, Kowno, Lodz, Majdanek, Minsk, Riga, Sabac (Jugoslawien), Sachsenhausen, Stutthof, Theresienstadt und Warschau. Es erwartete sie dort der Tod.

Mit dem 7. Juli 1941 wurde der Kibbuz Schal, also das Hachschara-Lager am Steubenweg, auf Anordnung der Gestapo aufgelöst. Es dauerte nur kurze Zeit, bis erneut Menschen, die sich zum Judentum bekannten oder dazu gezwungen worden waren, in das nunmehr leere Haus am Steubenweg eingewiesen wurden. Es waren die siebzehn Männer und Frauen im Alter zwischen 17 und 76 Jahren, derer wir bereits in den vergangenen Jahren gedacht haben und an die wir auch heute erinnern wollen. Mit der Einweisung dieser Menschen war das Haus zu einer Art von kleinem Ghetto geworden, das den NS-Ämtern einen schnellen Zugriff ermöglichte. Manchen war im Steubenweg deshalb ein Aufenthalt von nur wenigen Wochen vergönnt, denn bereits am 25. Oktober 1941 wurden die ersten zwei Personen „evakuiert“, weitere Deportationen erfolgten am 8. November und 6. Dezember, im darauf folgenden Jahr 1942 am 11. und 19. Juli. Damit endete die jüdische Geschichte des Hauses.

Bald zogen ausgebombte Hamburger Familien in das Haus. Diese fanden noch hebräische Zettel, versteckt in der Tapete, verbrannten sie aber aus Furcht vor der Gestapo. Ein Kind entdeckte eines Tages beim Spielen eine Brosche, dessen Mutter trug sie viele Jahre, bis das inzwischen längst zu einer erwachsenen Frau gewordene Kind die Brosche unserem Verein übergab – vielleicht ein spätes Zeugnis eines jüdischen Mädchens, einer jüdischen Frau?

Wir wollen nach dem nächsten Musikstück, dem Adagio von Carl Baermann, die Namen aller Opfer aus dem Steubenweg verlesen und anschließend die Blumen ablegen.